



Eines von 180 Dörfern an der Küste Alaskas, die vom Untergang bedroht sind: Anflug auf die Siedlung Newtok.



Bernhard, der Sohn von Andrea Fairbanks, spielt mit KollegInnen am erodierten Flussufer.



Aber andererseits ist keine Behörde autorisiert, den Umzug zu begleiten und zu finanzieren. Einen solchen Fall gab es nie zuvor in der Geschichte der USA. Anders als bei Tornados oder Flutwellen ist Katastrophenhilfe für die Folgen des Klimawandels nicht vorgesehen. Dass vor einigen Jahren auch noch ein politischer Machtkampf im Dorf ausbrach, macht die Sache nicht leichter. Bürgermeister und Dorfrat wurden 2012 aus dem Amt gejagt, die Gemeinde ist gespalten. Die Menschen in Newtok kämpfen nicht nur gegen den Untergang, sondern auch gegeneinander.

Marias Funkgerät knarrt, eine Frauenstimme meldet sich in der Sprache der Yupik. «Maria, bist du da?» Es ist ihre beste Freundin, die ebenfalls Maria heisst. Sie gehört zu der Handvoll Leuten, die im Sommer in Mertavik wohnen: drei alte Ehepaare, die ohne Strom und Heizung auskommen müssen und deshalb in Newtok überwintern. «Kommst du uns heute besuchen?», tönt es aus dem Lautsprecher. Maria schaut aus dem Küchenfenster und hält inne. «Die Wellen sind heute zu hoch», sagt sie, «ich hoffe, es klappt morgen.»

Die Fäkalien landen im Fluss

Der amtierende Bürgermeister Tom John eilt einen der Stege entlang zu dem Blechhaus, in dem seine Verwaltung arbeitet. Die regennasse Baseballkappe hat der Sechzigjährige tief ins Gesicht gezogen. Er trägt eine Schaufel, aus der Tasche seiner Jacke ragt eine Rohrzanze. Gerade hat er den Wassertank der Dorfklinik repariert und aufgebockt. Die Klinik versackt allmählich, wie alle Gebäude Newtoks. Jetzt wartet in seinem Büro schon der Mechaniker. Er ist eingeflogen, um den schwächelnden Generator zu flicken, der das fragile Dorf mit Strom versorgt. Das Benzin dafür lagert in durchgerosteten Tanks. Im Dorf gibt es kein fliessend Wasser, die Entsorgung der Fäkalien ist nicht geregelt. Ihre sogenannten «honey buckets» – Honigeimer – kippen die BewohnerInnen in den Fluss oder in die Tümpel.

Der Druck auf den Bürgermeister steigt. «Baumaterial auf Schiffen nach Mertavik zu schaffen, ist sehr aufwendig», sagt Tom John. «Die neue Siedlung wird deshalb etwa 140 Millionen Dollar kosten.» Mit den ersten mühsam eingeworbenen Millionen konnten gerade fünf Häuser gebaut werden. «Jetzt brauchen wir mehr Strassen. Wir schaffen Steinbrecher dorthin, die dafür Kies produzieren.» Er rollt einen Bauplan auf seinem Schreibtisch aus.

Darauf eingezeichnet ist der Sehnsuchtsort Mertavik: moderne Ökohäuser, Wasserleitungen, eine Klärgrube, ein Gemeindezentrum und ein Schwimmbecken, das im Winter als Schlittschuhbahn dienen könnte. «Die Aussicht von dort oben ist im Sommer wunderschön», sagt Tom John. «Ich konnte mir nicht vorstellen, jemals umzuziehen. Jetzt kann ich es kaum erwarten.»

Durch die Maschen des Systems

Das Haus, das zuletzt fertig wurde, soll Maria Fairbanks gehören. Sie könnte jederzeit einziehen. «Aber was soll ich dort, ohne meine Lieben?», sagt Maria. Sie spuckt ihren Kautabak in einen Pappkarton. Risse im Boden ihres Wohnzimmers hat sie mit Panzer tape geklebt, die Wände sind dicht mit Familienfotos geteifelt. Ihr Mann lebt nicht mehr, mit ihm hatte sie sechs Kinder. Fünf weitere adoptierten, was bei den Yupik nicht unüblich ist. Heute hat sie schon vierzehn Enkel.

Solange es in Mertavik keine Schule gibt, können die Kinder nicht dorthin ziehen. An einem Ort wiederum, an dem nicht mindestens zehn Kinder wohnen, baut die US-Regierung keine Schule. Immer wieder fallen die BewohnerInnen Newtoks durch die Maschen eines Systems, das ihre Misere erst verursacht hat. «Die Yupik leben auf diesem Land seit 3000 Jahren», sagt Maria Fairbanks. Sie kramt aus einem Schrank Relikte ihres vergangenen Lebens hervor: Stiefel aus fermentiertem Robbenleder, einen selbstgebasteten Mantel mit Fellkapuze. «Wir waren Nomaden. Umziehen war für uns nie ein Problem.»

Bis in die fünfziger Jahre lebte Maria mit ihren Eltern gemäss den Traditionen. Die Yupik schliefen in Iglus aus Lehm, überwin-

terten in kleinen Gemeinschaften, und im Sommer zog jede Familie in eigene Jagdgründe. «Als die Weissen kamen, änderte sich alles», sagt Maria. Die US-Regierung führte auch für Alaskas UreinwohnerInnen die Schulpflicht ein. Sie mussten ihr bisheriges Leben hinter sich lassen und an einen Ort ziehen, den die Regierung bebauen und mit ihren Schiffen erreichen konnte. Um die neue Schule herum entstand Newtok.

Marias Funkgerät knarrt, eine Frauenstimme meldet sich in der Sprache der Yupik. «Maria, bist du da?» Es ist ihre beste Freundin, die ebenfalls Maria heisst. Sie gehört zu der Handvoll Leuten, die im Sommer in Mertavik wohnen: drei alte Ehepaare, die ohne Strom und Heizung auskommen müssen und deshalb in Newtok überwintern. «Kommst du uns heute besuchen?», tönt es aus dem Lautsprecher. Maria schaut aus dem Küchenfenster und hält inne. «Die Wellen sind heute zu hoch», sagt sie, «ich hoffe, es klappt morgen.»

Plötzlich erwacht das Misstrauen

Auch wir wollen Mertavik sehen. Zehn Tage lang suchen wir vergeblich jemanden, der uns in seinem Motorboot über den Ninglik auf die Insel Nelson bringt. Die Yupik sind misstrauisch gegenüber Fremden. Viele wollen erst gar nicht mit uns sprechen. Andere wiederum sagen uns die Überfahrt freundlich zu und sind am nächsten Tag wie ausgewechselt. «Keine Zeit», heisst es dann, oder der Wind sei zu stark. Wir können die Vulkanberge am Horizont sehen, die Fahrt dauert nur eine halbe Stunde. Doch die neue Siedlung scheint unerreichtbar für uns.

Wir haben unser Lager – hundert Dollar pro Nacht – in der Schulbibliothek aufgeschlagen. Von unseren Feldbetten aus beobachten wir den Wellengang, als plötzlicher Reaktor Grant Kashatok den Raum betritt. Der kräftige, grauhaarige Yupikmann mit dem runden Gesicht ist ein stiller Beobachter des Dorfgeschehens. Er selbst, mit seinem Masterabschluss aus der Grossstadt, wirkt wie ein Aussenseiter. «Ich weiss, warum sich die Leute vor euch in Acht nehmen», sagt Grant mit gerunzelter Stirn. «Sie haben Angst, dass ihr die falschen Fragen stellt. Zu dem Streit, der das Dorf spaltet.»

Vor einigen Jahren verschwanden in Newtoks kleiner Verwaltung 300.000 Dollar staatliche Hilfsgelder – und der Dorfrat weigerte sich, die Finanzen offenzulegen. «Der ehemalige Bürgermeister hat den zweiten der beiden Dorfräte eröffnet», sagt Grant und lächelt wie eine Buddha statue. «Woher er das Startkapital hatte, könnt ihr euch selber denken.»

Obwohl die alte Clique praktisch nichts mehr zu melden hat, tagt sie wöchentlich weiter und verfasst Resolutionen, mit denen sie die Wände ihrer Versammlungshütte tapeziert. Dass die Behörden Alaskas lange nicht klären konnten, wer in Newtok eigentlich regiert, hat den Umzug um Jahre verzögert. Ein Ausschuss des Innenministeriums gab schliesslich dem neuen Dorfrat recht. «Es gibt Leute, die noch immer zum alten Bürgermeister halten», sagt Grant. «Sie wollen wieder an die Macht.» Dann weist er uns den Weg zu dem Mann, der uns nach Mertavik bringen wird.

Der Dorfpolizist Kevin ist ein drahtiger Kerl mit zerzausten Haaren, der nachts streunende Kinder und Jugendliche zurück in ihre Hütten treibt und in den Newtok verbotenen Alkohol beschlagnahmt. Er lebt in einem windschiefen Schuppen, nur einen Meter vom bröckelnden Ufer entfernt. Die Wellen des Ninglik überschlagen sich, Gischt spritzt an die Fensterscheibe, vor der eine Marihuana-pflanze verkümmert. «Die Fahrt wird euch durchschütteln», sagt Kevin. Er hat vor zwei Tagen einen Silberlachs gefangen, doch das Öl für den rostigen Herd ist ihm ausgegangen. Er braucht dringend

etwas Geld, also wirft er uns Fischerhosen zu und führt uns zu seinem Boot.

Wir fahren die zerfetzte Küste entlang, die etwa zwei Meter hoch aus den Wellen ragt. In der Mitte der dunkelbraunen Erde schmilzt eine weisse Eisschicht zu Rinnsalen: der Permafrost, der einst das ganze Jahr über gefroren blieb. Grosse Schollen Land drohen jeden Moment aus dem Ufer zu brechen. Überall rieselt Erde ins Wasser. «Bei Ebbe suchen wir hier nach Mammutstosszähnen», ruft Kevin gegen den tosenden Fluss an. «Wir verkaufen sie für viel Geld an weisse Händler.»

Mit geballten Fäusten

Nelson Island. Wir landen an einem Strand aus Gesteinsbrocken, ein Kiesweg führt eine Anhöhe hinauf. Dort stehen die Häuser. Am Wegrand liegen umgekippte Stapel grosser Plastikplatten für den Strassenbau, daneben steht schräg ein Bulldozer mit geplatztem Reifen. Kevin war länger nicht hier. «Dieser Ort ist grossartig!», ruft er. «Nirgends liegt Müll. Und schaut euch das Haus dort drüben an!»

Silbern glänzende Blechwände und ein rotes Dach: das Haus von Maria Fairbanks. Kevin rennt ringsherum. Er streicht über die Metallstäbe, auf denen es errichtet wurde: «Drüben in Newtok sind die aus Holz. Die hier sind besser, an denen können die Käfer nicht hochlaufen.» Mit Dreistufenschritten springt er die Treppe hoch zur Haustür und erklimmt die Brüstung. Durch ein Fenster schaut er nach innen. «Es hat Teppichboden und eine richtige Küche mit Gefriertruhe. Genau so ein Haus möchte ich auch haben.» Dann klettert er ins Führerhäuschen des Bulldozers und kramt die Bedienungsanleitung aus dem Fussraum, als wolle er gleich weiterbauen.

Plötzlich erstarrt er: Ein alter Mann kommt den Hügel herunter, kräftige Statur, Holzfällerhemd, Baseballkappe. «Es ist nicht gut», sagt Kevin. Der Mann bleibt mit geballten Fäusten dicht vor uns stehen. Unseren Gruss erwidert er nicht. «Ihr habt hier nichts zu suchen. Verschwindet! Kevin redet in der Sprache der Yupik leise an ihn heran. Der Mann beachtet ihn nicht. «Wer hierherkommen will, braucht meine Erlaubnis.» Dann dreht er sich um und geht.

Kevin will sofort die Insel verlassen. «Ich hätte euch nicht hierherbringen dürfen.» Der Mann, Moses Carl, sei ein Freund seines verstorbenen Grossvaters gewesen, der ersten Häuser auf Mertavik bekommen. Er gehöre dem alten Dorfrat an und begreife sich als Präsident der neuen Siedlung. Kevin steigt ins Boot und startet den Motor. «Ich habe Angst, dass er seine Leute ruft.»

Die Zeit heilt alle Wunden – vielleicht

Maria Fairbanks empfängt Kinder und Einzelkinder zum Abendessen. Sobald sie da sind, kann sie nicht still sitzen. Sie kocht Instantkaffee, backt Brötchen, serviert getrockneten Silberlachs. «Wie war es in Mertavik?», fragt sie. «Habt ihr mein schönes Haus gesehen?» Maria lauscht unserer Geschichte und runzelt die Stirn. «Wenn viel Wasser den Ninglik hinuntergeflohen ist, wird dieser Streit vergessen sein.» Sie streicht ihrem dreijährigen Enkel Derrill über den Kopf. «Das Wichtigste ist, dass unsere Kinder bis dahin festen Boden unter den Füßen haben.» Vor dem Essen schlägt Maria ein Kreuz vor ihrer Brust. Sie schliesst die Augen und betet in einer Sprache, die wir nicht verstehen.

Prinzipiell ist diese kein neues Phänomen, Klimaveränderungen haben die Menschen seit jeher zur Migration gezwungen, auch wenn der gegenwärtige globale Temperaturanstieg dieses Problem gewaltig verschärfen dürfte. Doch schon in den dreissiger Jahren forderten zahllose Staubstürme in den USA die Bodenerosion und verringerten so die landwirtschaftlich nutzbare Fläche; viele Far-

Einige Wochen nach dem Besuch der Reporter verschwand Tom John. Der Bürgermeister von Newtok war mit dem Kajak zur Robbenjagd hinausgefahren und ist bis heute nicht zurückgekehrt.



Von Haus zu Haus auf Holzwegen: Nach der Schule treffen sich die Kinder des Dorfes meist draussen zum Spielen.



Wie lange noch? Bei Flut und starkem Wind kommt der Fluss Ninglik manchen Häusern im Dorf bedrohlich nahe.



«Es wird immer beängstigender hier»: Maria Fairbanks mit einem getrockneten Robbenfell.



Hoffen auf Mertavik: Am anderen Ufer des Ninglik stehen die ersten Häuser der neuen Siedlung – doch es geht nicht weiter voran.



Auf Robbenjagd verschollen: Tom John, Bürgermeister von Newtok.

NEUERSCHEINUNG

Vor dem Wetter auf der Flucht

Der «Atlas der Umweltmigration» zeichnet dramatische Folgen des Klimawandels und weniger dramatische wetterbedingte Bevölkerungsbewegungen nach: Von der Landflucht in Ghana bis zu US-amerikanischen SeniorInnen, die es in den «Sunshine State» Florida zieht.

VON DANIEL HACKBARTH

Über mangelnden politischen Rückhalt in der Politik können sich die LeugnerInnen des Klimawandels nicht beklagen – mit Donald Trump sitzt ein Mann im Weissen Haus in Washington, der die Warnungen vor der Erderwärmung für einen «hoax» hält, einen Schwindel also. Anfang Juni erst hat der US-Präsident den Austritt der Vereinigten Staaten aus dem Klimaabkommen von Paris erklärt. Vermutlich würde Trump in Sachen Umweltpolitik selbst dann nicht anders denken, wenn er schon einmal den Norden Ghanas bereist hätte. Dabei hat vor allem diese Region des afrikanischen Landes einen beispiellosen Temperaturanstieg erlebt: Gab es dort 1996 noch 36 Tage mit extremer Hitze, so hatte sich diese Zahl bereits im Jahr 2003, als 84 extrem heisse Tage gezählt wurden, mehr als verdoppelt. Mit schwerwiegenden Konsequenzen: So macht die lange Trockenzeit die landwirtschaftliche Kultivierung des Bodens deutlich schwieriger, was zur Abwanderung der Bevölkerung in Städte führt. Hier, am Rand der Sahelzone, sind die gewaltigen Folgen des Klimawandels sichtbar.

Kein neues Phänomen

Derartige Beispiele finden sich im «Atlas der Umweltmigration» zuhauf. Die drei AutorInnen Dina Ionesco, Daria Mokhnacheva und François Gemenne, die zur Problematik forschen, führen im Band vor Augen, dass der Klimawandel bereits jetzt vor allem in den sogenannten Entwicklungsländern das Leben zahlreicher Menschen einschneidend verändert hat. Der Fokus des Atlanten liegt dabei auf Wanderungsbewegungen, die durch die Veränderung der Wetterverhältnisse verursacht werden – kurz: Umweltmigration. Prinzipiell ist diese kein neues Phänomen, Klimaveränderungen haben die Menschen seit jeher zur Migration gezwungen, auch wenn der gegenwärtige globale Temperaturanstieg dieses Problem gewaltig verschärfen dürfte. Doch schon in den dreissiger Jahren forderten zahllose Staubstürme in den USA die Bodenerosion und verringerten so die landwirtschaftlich nutzbare Fläche; viele Far-

merInnen aus Oklahoma, Texas und Arkansas mussten ihre Betriebe aufgeben und nach Westen weiterziehen. Mit rund 2,5 Millionen MigrantInnen war die sogenannte «Dust Bowl Migration» die bedeutendste Wanderungsbewegung in der US-Geschichte.

Wer migriert überhaupt – und warum?

In den politischen wie akademischen Diskussionen fristete das Phänomen der Umweltmigration trotz dem lange ein Schattendasein. Klimaflüchtlinge sind bis heute nicht durch die Genfer Flüchtlingskonvention anerkannt. Stattdessen dominiert ein binäres Verständnis von Migration: Demnach gibt es Menschen, die entweder aus politischen Gründen zur Wanderung gezwungen sind oder eben aus wirtschaftlichen Motiven. Die Debatten anlässlich der «Flüchtlingskrise» 2015 machten deutlich, wie stark diese Schablonen nach wie vor wirken – obwohl «eine solche Unterscheidung der Realität der Migrationsdynamik, in der politische, wirtschaftliche und Umweltfaktoren verweben sind, nicht standhält», wie die AutorInnen betonen.

Allerdings ist auch der Begriff «Umweltmigration» unscharf; eine juristische oder international anerkannte Definition gibt es nicht, weswegen häufig auf die Begriffsbestimmung der Internationalen Organisation für Migration (IOM) zurückgegriffen wird. Dieser zufolge sind UmweltmigrantInnen «Personen oder Personengruppen, die aufgrund plötzlicher oder fortschreitender deutlicher Veränderung der ihr Leben beeinflussenden Umwelt- und Lebensbedingungen gezwungen sind oder sich veranlasst sehen, ihr Zuhause zu verlassen, sei es zeitweise oder permanent, und die sich innerhalb ihres Heimatlandes oder über dessen Grenzen hinaus bewegen».

Abgesehen von der technischen Ausdrucksweise ist diese Definition sehr weit gefasst, sodass kurioserweise damit auch das Phänomen, dass in den USA jedes Jahr viele RentnerInnen in den «Sunshine State» Florida ziehen, um dort bei angenehmen Temperaturen

ihren Lebensabend zu verbringen, als Umweltmigration gilt. Zweifellos gibt es dramatischere Fälle als sonnenhungrige SeniorInnen – etwa Wanderungsbewegungen infolge geophysikalischer Katastrophen, also Erdbeben, Tsunamis oder Vulkanausbrüchen, die allein 2008 fast 16 Millionen Menschen zur Flucht zwangen.

Problematische Prognosen

Die exakten quantitativen Dimensionen sind dabei nur schwer zu beziffern. Schätzungen gehen davon aus, dass seit 2008 im Durchschnitt 26,4 Millionen Menschen infolge von Umwelt- und Klimaänderungen vertrieben wurden. Vor allem Prognosen sind jedoch schwierig. Die immer wieder kolportierte Zahl von bis zum Jahr 2050 zu erwartenden 200 Millionen MigrantInnen ist unersichtlich, allein schon weil solche Vorhersagen die Multikausalität von Migration ausblenden, da ja auch etwa politische Entscheidungen ausschlaggebend dafür sind, wie sich die kommenden Jahrzehnte entwickeln werden.

Insgesamt bietet der Atlas nicht nur eine Fülle von Informationen, sondern auch schön gestaltete Karten; die meisten der zur Illustration verwendeten Fotos sind überaus sehenswert. Weniger glücklich sind dagegen die Infografiken, die mitunter derart mit Datenmaterial vollgepackt sind, dass sie für den Leser, die Leserin nur mit Mühe zu entschlüsseln sind. Dasselbe gilt für den akademischen Jargon der AutorInnen, die im Überfluss Begriffe wie «Vulnerabilität» oder «Bewältigungsstrategien» gebrauchen.



Dina Ionesco, Daria Mokhnacheva, François Gemenne: «Atlas der Umweltmigration». Oekom Verlag, München 2017. 176 Seiten, 33 Franken.

KLIMAWANDEL

Lost in Alaska

Die Erderwärmung zerstört die Küste im äussersten Nordwesten der USA. Weil die Siedlung Newtok in Alaska untergehen wird, haben die Menschen dort schon vor Jahren beschlossen umzuziehen. Doch die Klimaflüchtlinge sitzen fest.

VON MARTIN THEIS (TEXT) UND SASCHA MONTAG (FOTOS), NEWTOK UND MERTAVIK

Durch das Küchenfenster kann Maria Fairbanks den Fluss sehen, der ihr Dorf verschlingen wird. Noch ist der Ninglik ein ruhiger, kilometerbreiter Strom, auf dem die Männer in Motorbooten nach Silberlachsen fischen und Robben jagen. Doch bei Sturmflut tritt er über die Ufer und rüttelt an den Pfählen, auf denen die Menschen ihre Hütten errichtet haben. «Das Wasser steigt uns dann schon bis zur Türschwelle», sagt die 72-jährige Maria, eine kleine, geschäftige Frau mit grauem Kurzhaarschnitt. Mit einem Messer zerteilt sie einen Brocken Elchfleisch. «Es wird immer beängstigender hier», sagt sie.

Newtok, im Yukon-Kuskokwim-Delta an Alaskas Westküste: Rund 400 Indigene vom Volk der Yupik leben in der Tundra, einer weiten Landschaft aus Sümpfen, Flüssen und blaugrünen Tümpeln. Während US-Präsident Donald Trump die Existenz des Klimawandels bestreitet, wird Newtok von dessen Folgen zerstört: Steigende Temperaturen verwandeln den Dauerfrostboden in Morast. Der Ninglik schwillt an, unterspült die Küste und reisst die Erde mit sich. An Alaskas Küsten sind 180 Dörfer vom Untergang bedroht. Buchstäblich.

Maria Fairbanks wirft sich eine Regenjacke über ihren roten Blümchen Kittel und tritt mit uns vor die Hütte. «Früher war der Fluss dort hinten am Horizont gerade so zu erkennen. Jetzt hat er unser Dorf erreicht.» Sie schiebt sich einen Batzen Kautabak unter die Oberlippe. «Wenn nichts geschieht, stürzen in diesem Jahr die ersten Häuser ins Wasser.» Wir machen uns mit ihr auf den Weg zu einem der beiden Dorfläden, die einmal im Monat mit einem Propellerflugzeug beliefert werden.

Globaler Klimawandel? Nie gehört

Lange Holzstege verbinden die Häuschen, in denen Grossfamilien auf engstem Raum leben. Wer abseits der Stege läuft, versinkt mit dem Fuss im aufgeweichten Boden. Auf Räucher-schuppen liegen Elchköpfe und Felle von Moschusochsen zum Trocknen. Im Sumpfgas rosten Schneemobilwracks. Maria balanciert in Gummistiefeln über verwitterte Planken, die schon halb unter Wasser stehen und bald wieder erneuert werden müssen.

Vom globalen Klimawandel hat sie noch nie gehört. Doch über Jahrzehnte hinweg hat sie beobachtet, wie sich das Land veränderte. «Im Winter waren die Hütten oft so hoch eingeschneit, dass nur noch die Schornsteine herausragten. Das gibt es heute nicht mehr.» Verschiedene Fischarten sind verschwunden, das Sumpfgas wächst immer höher. Und das Packeis, das die Küste bei Sturm vor Erosion schützte, hält vor Newtok nur noch wenige Winterwochen.

Die BewohnerInnen von Newtok erkannten schon vor zwanzig Jahren, dass ihr Dorf nicht zu retten sein würde. Um nicht eines Tages in Notländern der Grossstadt Anchorage zu landen, stimmten sie ab: Auf dem hoch gelegenen, soliden Vulkangestein der Insel Nelson, zehn Kilometer flussaufwärts am anderen Ufer, wollten sie eine neue Siedlung gründen. Sie gaben ihr den Namen Mertavik – «Ort, an dem die Quelle entspringt». Medien verbreiteten weltweit die Meldung von den ersten Klimaflüchtlingen.

Doch dann lief nichts so, wie es sollte. Newtoks Dilemma: Einerseits will der Staat nicht in eine Gemeinde investieren, die sich selbst aufgeben hat und umsiedeln möchte.